

(Nachdruck verboten.)

Der Zauberkaftan.

193] Roman von Koloman Mikszáth.

Und erst als nach vierzehn Tagen die Kastaufkopie bis zum letzten Stiche fertig ward, da füllte sich ihm das Herz mit süßen Empfindungen:

„Kann es ein herrlicheres Werk auf der weiten Erde geben?“

Es war eben Nachtzeit. Die Föhne krächten. Der Schneider blickte zum Fenster hinaus. Für Mitternacht hatte er seine Leute hinbestellt, und die lauerten jetzt in der Umgebung, bis er den Kaftan fertigstellen würde. Der Hoshund Bodri fing an, das Geträbe mit seinem Gelläffe zu beantworten: Aha, der wittert Menschen. Und in der That, sie kamen. Der Schneider ließ sie ein.

„Blicket hin!“

Ein Ausruf der Bewunderung entrang sich ihren Lippen. Auf dem Bett lagen zwei goldige Kaftans ausgebreitet, und die waren einander so gleich, wie zwei Eier oder zwei Weizenkörner.

„Und was meint ihr dazu?“ fragte der Meister.

Der eine sprach:

„Fürwahr, Du bist der Schneider aller Schneider, der größte Schneider aller Zeiten.“

Der andere sprach nichts, sondern griff nach seinem großen Gürtel und goß einen Haufen Goldstücke mitten auf den Tisch.

„Es sind genau 4500 Stück. Zähle sie nach, Meister, so Du mir nicht glauben willst.“

„Der Teufel mag's zählen! Nicht für Geld, sondern um des Ruhmes willen habe ich gearbeitet.“

„Welchen sollen wir mitnehmen?“ fragte der Goliath, auf die beiden Kaftans weisend. „Welcher ist der unsere?“

Bestyak stand zaudernd am Bette. Er dachte bei sich:

„Soll ich ihnen mein Werk geben? Und es niemals, niemals wiedersehen? Sie entführen es dann, weiß Gott wohin, und nie wieder werde ich seine Schicksale erfahren. Und dann erfährt mich eine quälende Sorge, was aus ihm geworden sei? Ich sehe den Türken nicht, der sich davor zur Erde beugt, vor meinem Werke, um es zu küssen, mein Werk! Nein, nein! Der Erfolg kann nicht ausbleiben. Das Werk ist vollkommen. Ich will es immerdar vor meinen Augen haben, mich berauschen an seiner Herrlichkeit!“

„Ei, warum bezeichnet Ihr uns nicht endlich den neuen?“ polterte der Goliath ungeduldig.

„Und Ihr, warum steift Ihr Euch just auf den neuen?“

„Weil ich weiß, daß Ihr mir den bestimmt habt.“

Bestyak sprang verlegt auf.

„Nein, nein,“ stammelte er heiser. . . „Und justament sollt Ihr den alten wegstreichen, den alten, den echten. Der neue . . . der soll den Keckstemetern bleiben.“

Der Goliath nahm das Kleid und barg es hurtig unter seinem Mantel. Die Thür ging auf und fiel gleich wieder ins Schloß. Die beiden Gestalten verschwanden in der nächtigen Dunkelheit.

Der Alte ging zu Bette, aber kein erquickender Schlaf wollte über ihn kommen. Ihn quälten böse Traumgesichter. Die Dukaten, die er allesammt in einen Korb gesetzt und unter das Bett gestellt hatte, fingen an, auf dünnen Spinnenfäden die Wand emporzukletterten: „Heda, Ihr Spinnen, hufsch hinab vom Gemäuer!“ Ein Goldstück sprang ihm auf die Brust und tanzte dort einen tollen Reigen. „Ei, na warte doch, Dich soll ich bald haben. Er baschte nach der Münze, doch es war unmöglich, sie zu fangen, obgleich ihre kalten Füße ihn stachen und ihn schaudern machten, als ob sie Stednadeln mit Eisspitzen wären, daß ihm die Zähne zu klappern begannen.

Dann schien es ihm wieder, daß ein fiebernder Satan das teuflische Gold ergreift, es in einem Kessel schmilzt und dann in sein Ohr gießt, die heiße Flüssigkeit durchläuft seine Adern und sprengt seine Schläfe. Und während sein Blut heftig kocht, rufen ihm entsetzliche Stimmen zu: „Bestyak, was hast Du gethan, ach was hast Du gethan!“

Er sprang auf, kleidete sich an, drückte seinen Kopf an die Fenstertafel und erwartete den Morgen. Er fühlte eine große

Bekommenheit, traute es sich aber selbst nicht einzugestehen. Ah! Es ist ja alles in Ordnung. Die Sache ist sicher, ganz sicher. Er trug den Kaftan in die große Eijentrube des Stadthauses, dann ging er in die Schlafkammer von Czina, um ihr den Schlüssel zu übergeben, wobei er ihr ins Ohr flüsterete:

„Alles ist gut, mein Herz, dort unter dem Bette wiehern schon die Goldfische. Wir haben etwas, was wir vor den Hochzeitswagen spannen.“

Bergebens strengte er sich an, ruhig zu sein; sein verstörtes Gesicht widersprach dieser Ruhe. Er konnte nirgends seinen Platz finden.

Wie die betäubte Fliege taumelte er hin und her, bis er endlich bei seinem Sohn eintrat, wo er schon den Heibuden Pintyó mit einem Briefe vorfand.

Der Oberrichter sah sehr gut aus, sein Gesicht glänzte vor Lebenslust. Gerade jetzt war er mit dem Ankleiden fertig geworden.

Auch der Anzug war ganz anders, als ehemals, ganz für einen Edelmann passend; statt des Dolmans ein Attila mit geschlitzten Ärmeln, im Schlitze mit weichselrothen Seiden-einfähen.

„Guten Morgen, mein Vater! Was giebt es Neues?“

„Ich wollte Dich um etwas ersuchen.“

„Dem Keckstemet Oberrichter befehlt nur ein Mann in ganz Keckstemet.“

„Meinst Du mich?“

„Sie haben es errathen. Nun, was befehlen Sie?“

„Eine Kleinigkeit, bloß eine Laune. Wenn demnächst eine feindliche Truppe nach Keckstemet kommt, möchte ich derselben im Kaftan entgegengehen.“

„Ei Teufel! Kein schlechter Spaß. Er kommt auch mir gelegen, denn ich hätte heute ohnehin einen anderen senden müssen.“

„Ist etwas Los?“ frug der Schneider hastig.

„Eine Truppe des Großveziers Kara Mustafa lagert unweit seit Mitternacht. Sie gehen von Belgrad nach Kekkó und haben um Proviant hereingeschickt. Gerade ihren Brief brachte Pintyó.“

„Prächtig!“ rief der Schneider begeistert aus. „Ich gehe ihnen entgegen.“

„Sehr gut. Pintyó, lassen Sie für meinen Vater ein Pferd satteln.“

„Welches? Den Büßle?“

„Der Karo wird vielleicht besser sein, er ist frommer. Heute könnte ich nicht gehen, wir halten Gericht. Denken Sie, mein Vater, der Kläger ist niemand Geringerer als der Kalgaer Tartaren-Sultan. Einige Keckstemet Burtschen haben eine Schafherde weggetrieben und die vier Wache habenden Tartaren weiblich geprügelt. Einer von ihnen starb sogar.“

„Die verkehrte Welt!“

„Das Schönste an der Sache ist,“ — fuhr der Oberrichter fort — „der Nimbus der Stadt Keckstemet zwingt den Kalgaer Sultan dazu, nach unseren Geheßen das Recht zu beanspruchen, anstatt Gemüthung zu nehmen nach seiner Laune. Auch dies hat nur der Kaftan verursacht. Aber halt, beinahe hätte ich es vergessen, warten Sie nur, Pintyó. Vor allem gehen Sie auf den Marktplatz und holen Sie vier zu Richtern passende Personen, es können unter ihnen auch Türken sein, wenn es sich gerade so trifft.“

Es war der erste Markttag (denn seitdem der Kaftan da ist, hat Keckstemet auch seine Märkte zurückerlangt), der alte Pintyó guckte in die Hütten, ließ den gutgekleideten Leuten nach und wenn er eine angesehene Person erwischen konnte, leierte er die Formel her:

„Im Namen des wohllebten Herrn May Bestyak, Oberrichter der Stadt Keckstemet! Es sei Euch, mein guter Herr, die Ehre gegeben und möge es Euch nicht zu Lasten sein in unserem beschiedenen Gemeindegau, um dort weiße und gerecht Recht zu sprechen über unsere Völker. Ungehorsam zu sein, wäre nicht angerathen.“

Bald hatte er den gelehrten Paul Böresöl aus Szegedin, den geistvollen Franz Balogh aus Szentes engagirt, er fand den letzteren in der Bagzilonyha*). Dann zitierte er den

*) Volksklüße.

Gegleber Lebzelter Stefan Torda und, weil der Oberrichter auch von Törken sprach, nahm er den langbärtigen Mollah Geselebit aus Ofen mit, der Nstrachan verkaufte und der jene Städte, wo man den Kadi mit Stricken fängt, in des Teufels Umarmung wünschte. So seinen Auftrag verrichtend, ging er in den Stall des Stadthauses, pugte, kammte den Karo, fütterte ihn mit etwas Hafer, dann legte er ihm den Sattel auf und ließ zu den Bestyals hinüberjagen, daß der alte Herr kommen möge.

Der alte Bestyal eilte mit leichten Schritten aufs Stadthaus, wo das Gericht schon versammelt war, der Oberrichter hatte noch zwei Senatoren hinzugesellt, den Gabriel Porosnuoki und Agoston Kristof, er selbst führte als Siebenter den Vorsitz. Als er seinen Vater erblickte, sandte er Pintyö mit dem Stadtsiegel zu Gzinna um den Schlüssel, dann nahm er den Kasten aus der Eisentruhe und zwei Senatoren halfen dem alten Herrn beim Anziehen. Dies war die amtliche Zeremonie: „Gehen Sie, Vater, in Gottes Namen.“

Draußen setzte dieser seine Füße in den Steigbügel, er warf sich in die Brust, den Kopf nach rückwärts lehrend, wie ein echter Ritter. Die fremden Marktgäste liefen neugierig hin, um den Vater des mächtigen Oberrichters zu sehen, auf dessen dünnem Körper der weltberühmte Mantel saß. Die Keszemeter Bürger lüfteten lächelnd die Hüte, die Kinder schrien:

„Vivat, Vivat, Bestyal baci!“

Einige flüsternd neidisch:

„Glücklicher Vater, glücklicher Mensch!“

Und wahrlich, jetzt war er glücklich. Mit ganzer Lunge athmete er die balsamische Luft ein. Der Karo tanzte stolz unter ihm. Von den kleinen Gärten vor den Häusern lachten ihn die Jasmine und Lilien an, aus dem eigenen Fenster winkte ihm Gzinna mit einem weißen Tuche. Seine Unruhe verschwand, er war weder müde, noch aufgeregt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Elfe.

Von Holger Drachmann.

(Schluß.)

Ein Fuhrwerk fuhr den Berg herab zur Stadt. Der Rutscher hält die Thiere stark zurück — sie biegen sich von der Deichsel fort, und die Brustkoppel spannt sich an. Dann kommt ein kleiner Absatz — die, welche im Wagen sitzen, wünschen auszustiegen. Vielleicht wollen sie auch die Aussicht genießen — gehen — den langen Schrägelweg zur Stadt hinab.

Ein Herr und eine Dame; eine jüngere Dame — ein älterer Herr — sie!

Also sie! Ich stand da mit dem Hut in der Hand, und der ältere Herr nickte und ergriff meine Hand in der ein wenig unangenehmen Weise älterer, glücklicher Ehemänner — diese Sicherheit des Besizes, der ihnen doppelt werthvoll ist, weil sie von so vielen darum beneidet werden — dieses joviale Vertrauen, das der ganzen Welt entgegenkommt, weil das Leben sie nur zu Braten, Baumücken und süßem Dessertwein eingeladen hat — keine Sorgen, nicht einmal drohendes Unwetter von Sorgen — vielleicht eine Wolke, aber so flüchtig, wie dieser Luftdurchsegler dort draußen in dem klaren Meer des Sonnenunterganges. Und dann ihre Augen, die, wenn es nöthig wäre, einen Ozean zu beschwören vermöchten und die in jedem Fall einen solch' kleinen Schatten verjagen können — so leicht, wie man ein Glas Dessertwein leert.

„Sie hier? Nein, wie amüsant — und wie unerwartet — und welch' schöner Abend!“

Ja, der Abend war schön — im Widerscheine ihrer Augen. Die goldene Sonne spielte in den Locken auf ihrem Nacken. Welche Thorheiten — ja welche Verbrechen sind nicht für einen Nacken begangen worden: ein gekrümmtes Böckchen über einer weißen, weichen Haut, die rosafarbig aufleuchtet unter einem kleinen Ohr, in dem Liebesgötter dem immer wachsamem Herzen zutelephoniren! Eine Linie! — eine Ahnung, die beim Kleiderstoff halt macht — halt macht, winkt und gute Nacht sagt! und sich in unserer eigenen, pochenden Brust forsetzt!

Und ihre Augen richteten sich auf mich, und ich wußte, daß sie zu mir sagten: „Du wolltest entfliehen — aber ich folgte nach. — Heut' Abend!“

Darauf verabschiedete ich mich — ergriff ihre kleine weiche Hand — und schämte mich nicht — fühlte einen jovialen, ein wenig protegierenden Händedruck — und schämte mich — schämte mich, wie — wie — wie — na gleichviel, denn sowohl ein Hund, als ein Junge, als ein Dieb, als ein junger, leidenschaftlicher Phantast können auf dasselbe Prädikat Anspruch erheben.

Es ist merkwürdig, wie der Spaziergang Dich aufseheitert

hat!“ sagte mein Freund beim Abendessen. „Ich glaube wirklich, Du bist nun auf dem Wege, ein ungänglicher Mensch zu werden — eine „verbesserte“ Ausgabe des alten Adam!“ fügte er hinzu und stieß schelmisch mit mir an.

„Man soll nichts verschwören, weißt Du! Apropos, der alte Adam — Du bestimmst Dich wohl, daß ich Deine Gastfreundschaft nur unter der Voraussetzung von ausgedehnter Freiheit für mich annahm? — Dazu gehört ein Hausthürschlüssel!“

Er lachte zu seiner Frau hinüber: „Da haben wir ihn schon — den Sünder! Aber er soll erfahren, daß ich mein Wort halte. Vermag ihn das Band unseres häuslichen Herdes nicht länger zurückzubalten — und muß er durchaus eine Kneipe oder ein Kasino besuchen — dann steht unsere Hausthür ihm trotzdem offen. Uebrigens hatte ich gehofft, daß Du heute Abend ein Gläschen mit mir trinken würdest — wenn ich mit meiner Extra-Arbeit im Bureau fertig bin. Aber — es lebe die Freiheit!“

„Und die Gastfreundschaft! Und es leben die Kinder!“ fügte ich hinzu.

Und darauf stießen wir an. Aber die Frau meines Freundes und ich — wir stießen noch einmal an — mit einem Blick des Einverständnisses — auf das Wohl eines der Kinder — wenn man darauf anstoßen durfte! Und mein Freund sah diesen Blick nicht. Denn wann sehen Ehemänner etwas?

Er ging in sein Bureau. Seine Frau ging aus, um einen kranken Verwandten zu besuchen.

Ich war allein im Hause — allein mit der großen Taseluhr, und ich berathschlagte mich mit ihr und meiner Taschenuhr. Und beide sagten mir, es wäre noch nicht dunkel genug — ich hätte noch eine Stunde vor mir, bevor ich dort hinging, wo ich erwartet wurde — in der alten Weise, unter Aufgebot der weiblichen Erfindungskraft und Beobachtung der männlichen Vorsicht — die ich allzu gut kannte.

Mein Herz klopfte; meine Brust fühlte sich unruhig — mit der glücklich-unglücklichen Unruhe der Jugend, die sich ihrer Eigenliebe, ihrer Eitelkeit und ihrer leidenschaftlichen Begierde bewußt ist. Resignation? Wann resignirt die Jugend? — Wenn sie bereits die Grenze passirt hat, welche Sorglosigkeit von Erfahrungen und Selbstvorwürfen trennt! Wenn sie dann resignirt? . . .

Warum mußte sie mir auch nachkommen? — Ach, nun hatte es so gut angefangen!

Warum diese wunderliche Wärme in der Brust — die Beschwerden, ganz tief auszuathmen und den Athem wieder tief hineinzuziehen? Wenn es keine Phantasie gäbe, die uns das Kommende schöner malte, als das Erreichte — wenn die Süße der Ahnung nicht größer wäre, als selbst die des Nausches — und wenn nicht ständig das ein wenig Gefährvolle uns zum Kriegshandwerk des Mannes lockte: siegen und rauben! — ja, dann bliebe mancher Liebhaber daheim, und mancher Tyrker vermöchte nicht die Hälfte seiner Papiere mit den Reimen zu füllen, worüber das Frauenauge sich neigt und das Frauenherz sich so gern schließt!

Noch eine Viertelstunde!

Ich wollte ein Glas Wasser haben. Meine Lippen wurden so trocken. Ich ging hinaus in die Küche. Kein Mädchen in der Küche — aber Gesang aus der Kinderkammer, ein langes, monotones, gedämpftes Wiegenlied.

Ich stieß die Thür auf und winkte beruhigend der breiten, eckigen Gestalt, die über einer kleinen Wiege gebeugt saß. Der Schimmer der dämmernden Nacht strahlte durch die blanken Scheiben hinein — eine kleine demüthige Nachtlampe stand auf einem Tisch und warf ihren schwachen Schimmer über die bleichen Züge der kleinen Anna hin.

Denn sie lag da — die anderen Kinder schliefen ringsherum.

Sie schlief nicht. Das Mädchen flüsterte mir zu, sie thäte es nur selten. Ich beugte mich über das Kind herab. Eine Nacht zog mich an — etwas mir Neues, peinlich Neues mit einem Weinen in sich, von dem ich fühlte, daß es mir ein erschreckendes Entzücken bereiten müßte, wenn es seinen Lauf nähme.

Sie sah mich an — die kleine Anna — mit diesen noch tieferen, noch klareren, noch weicheren Augen, als am Tage und der leichte Zug echten „irdischen“ Leidens — Trauer, Schmerz, Niedergeschlagenheit — bebte um den kleinen geschlossenen Mund und mischte sich mit dem überirdisch Klugen, der Höhe, Milde und Weisheit der Augen und der Stirn, wenn man bei einem Kinde davon reden kann. Ich wurde herniedergezogen — ich wußte nicht mehr, wer, was, wie, warum — aber meine Wange berührte ihren Vogelmund und ich erhob mich langsam, wendete mich fort, die Thränen schlichen an meinen Wangen herab — ich stützte mich auf eine Kommode — dachte nicht daran, mich vor dem Kinder mädchen zu schämen.

Ich weinte.

Die kleine Anna hatte mich geküßt.

Noch ein Blick in diese Augen, die mir unverwandt folgten — gleichsam fragend — und ich war aus der Kammer heraus, langsam die Treppe hinab, um die Ecke der nächsten Straße herum, wo das Bureau lag.

Es waren Jalousten vor dem Fenster; ein Lichtstrahl führte meine Hand — ich klopfte an.

Mein Freund öffnete zuerst das Fenster — dann die Thüre — und sah mich an, indem der Lampenschein über mein Gesicht hinfiel. „Höre, Du!“ sagte er und legte beide Hände auf meine Schultern. „Was fehlt Dir denn?“

*) Etwa „Onkel Bestyal!“

Ich lächelte — natürlich. Und ich schob die Krempe meines Hutcs, daß sie Schatten auf meine Augen warf, ergriff seine Hand und sagte:

„Ich glaube doch, ich bleibe lieber hier und trinke mit Dir ein Gläschen!“

„Hier? — aber warum?“

„Du hast eine Elfe in Deinem Hause,“ erwiderte ich. —

Kleines Feuilleton.

— Wilhelm Liebtnecht verlebte in diesem Jahre den Weihnachtsabend hinter den Mauern des Amtsgerichts-Gefängnisses in Charlottenburg. Es ist aber nicht das erste Mal, daß unser „alter Soldat“ Weihnachten im Gefängnisse „feiert“. Eine Feier gleicher Art beging er 1848 in Säckingen, 1866 in Berlin, 1870 in Leipzig, 1872 und 1873 in Hubertusburg, 1878 in Leipzig und zwischen 1878 und 1890 noch einmal in Leipzig. —

— Ein weihnachtlicher Wohltäter. Wohlthun macht Freude. Besonders um die liebe Weihnachtszeit.

Das muß auch wohl das Vorstandsmitglied für Volknoth fühlen. Eigentlich heißt es: „Verein für Linderung der Volknoth in seelischer und leiblicher Hinsicht.“ Doch je kürzer, desto besser. Jedenfalls leuchtet sein gutmüthig behäbiges Antlitz nicht etwa von einer äußeren Anregung, nein so recht von innen heraus, angestrahlt von der Güte seines Herzens. Und dieses sein strahlendes Antlitz wendet er nun sonmig verweilend seinem Diener, seinem Johann zu.

Es ist ja heiliger Abend!

Johann verschwimmt in Weihe und erstarrt in lauernder Erwartung. Das Mitglied hat nach einer goldperrückigen Champagnerflasche gelangt und den Korkheber aufgestellt.

„Ein Glas Champagner!“ dachte Johann, „es ist zwar wenig, aber man kann's annehmen.“

Nun wandte das Mitglied die Sonne seiner Gnade wieder ganz auf Johann zu.

„Hier, den — Korken kannst Du abdecken. Du bist doch eine treue, redliche Seele. Du hast es verdient.“

Wer mag wohl der Johann sein?

P. H.

Literarisches.

— Max Dreyer's Komödie in 3 Aufzügen „In Verbindung“ liegt bereits in zweiter Auflage vor. Verleger: Georg Heinrich Meyer in Leipzig. —

— In München hat sich eine literarische Gesellschaft gebildet, der alle hervorragenden literarischen Persönlichkeiten der bayerischen Hauptstadt und verschiedene Größen der Maler-, Musiker- und Schauspielerewelt beigetreten sind. Man beabsichtigt außer Vorträgen Vorstellungen sonst nicht aufgeführter Dramen in einem der Münchener Theater und will vor allem durch Zusammenhalten der bisher zerplitterten Kräfte München auch in der Literatur zu einem Mittelpunkt deutschen Geisteslebens machen. —

Musik.

—or. Konzerte. Die zweite Matinee der Quartettvereinigung Haller, Guener, Müller (diesmal durch Herrn Schleicher vertreten) und Decker brachte neben Mozarts lichtvollem und gedankenklarem e-dur und Schumann's a-dur Quartett ein hier noch nicht gehörtes Klavier-Trio in a-moll von Tschaiwowski. Dem Andenken eines großen Künstlers gewidmet, ist dieses dreifähige Werk auch eines großen Künstlers — Nikolaus Rubinstein ist gemeint — würdig. Die melodische Erfindung ist voll kräftiger Ursprünglichkeit und besitzt seltenen gefanglichen Reichthum; ein kurzer Trauermarsch, in welchem die Enttäuschungen und das Ende eines bewegten Künstlerlebens ergreifenden Ausdruck finden, reicht an Beethoven'sche Größe hinan, wie ja auch das mit nie ermüdender Kunst in Variationen aufgelöste Thema Beethoven's Sprache führt. Im ganzen ein Werk von schlagender Macht der Gedanken und würdiger Höhe der Form. Beim Klavier saß Herr v. Siloti, ein glänzender Techniker ohne Lebhaftigkeit der Empfindung.

Fräulein Martha Kemmert, die im vorigen Jahre mit dem trefflichen Geiger Waldemar Meyer die sämmtlichen Violin-Sonaten Beethoven's gespielt, vereinte sich heuer mit dem hervorragenden Cellisten Anton Helling zur Interpretation der fünf Cello-Sonaten desselben Meisters. Es ist schwer, der Monotonie dieser Kammermusik-Gattung und des stets gleichen süß-schwärmerischen Cello-Tones nicht zu unterliegen, wenn sich derlei Vorträge über zwei Stunden erstrecken. Es lebt gewiß in diesen Sonaten die ganze geistige Energie, die formale Vollendung und unerlöbliche Phantasie der Beethoven'schen Kammermusik — besonders die Adagio-Sätze sind Wunder an edelster Melodie und innigster Beredsamkeit —, aber die Wirkung dieser Meisterwerke verliert an entsprechender Eindringlichkeit durch die überlastende Quantität. Frä. Kemmert ist eine Pianistin, deren Begabung sich alle Geheimnisse der Technik und des Vortrags Beethoven'scher Werke erschlossen haben; sie hat Seele und ein glänzendes Temperament, welches zuweilen sonst sehr verdienstvollen Partner in tiefen Schatten stellte.

Frau v. Lürk-Rohn ist eine sehr hübsche Wiener Sängerin mit einem niedlichen und rein gebildeten Sopran-Organ, welches wohl nur auf Salonerfolge angewiesen ist. Ihr Vortrag ist von liebenswürdiger Oberflächlichkeit und muß schon bei einem Liedchen, wie Schubert's „Trockene Blumen“, seine Ohnmacht an Geist und Wahrheit bekennen. Eine begabte Dilettantin mit hübschen Redensarten und Wendungen, aber keine Künstlerin von zwingendem Talent.

Ein Pianist mit außerordentlicher Technik und starkem Charakterisierungsvermögen ist Herr Wilhelm Kurz. In seinem Programm waren slavische Musiker besonders berücksichtigt, und wir gestehen, daß uns manche seine Arbeit, besonders die in jeder Beziehung anregenden Stücke von Josef Suk, Zeugnis von einem musikfreundigen und kunsternsten nationalen Leben erbrachte. Herr Kurz beherrscht seine Aufgaben mit ungewöhnlichem Geiste, nur gewisse trockene Züge im Aufschlag und eine Art reizloser Lehrhaftigkeit des Vortrags schaden der Lebhaftigkeit verdienster Antheilnahme.

Mit rühmender Erwähnung des Geschwisterpaares Julie und Fise Müller-Hartung, wovon die erste eine ebenso feinfühlig wiederwärtige als die zweite eine ausdrucksvolle und vielseitige Deklamatrice ist, wollen wir diese Zeilen in jener friedlichen Harmonie ausklingen lassen, wie sie der Fülle reiner Weihnachtsfreuden würdig ist. —

Kunst.

— Ein Rubens entdeckt. In Le Havre ist ein Gemälde von Rubens entdeckt worden, das den „Tod Dido's“ darstellt. Es wurde bei einer Versteigerung von einem Beamten der Handelskammer gekauft. Dido steht auf einem Scheiterhaufen mit einem Dolche in der Hand. Zu ihren Füßen befindet sich ein Engel mit einer brennenden Fackel, der im Begriff ist, den Holzstoß anzuzünden. Das Gemälde mißt 1,66 zu 1,16 Meter. In der linken Ecke ist in großen, gotischen Buchstaben mit dem bekannten Schwung der Name angebracht. —

Physiologisches.

v. Nährwerth von Brot aus verschieden feinem Mehl. Man glaubt allgemein, daß Brot aus grobem Mehl nahrhafter sei, als solches aus feinem Mehl, und man erklärt dies dadurch, daß im groben Mehl noch die Kleie zum theil mitenthalten sei, und daß gerade diese Kleiereste große Mengen von nahrhaftem Eiweiß enthalten. Der französische Nahrungsmittel-Chemiker Alime Girard hat diese Verhältnisse genau untersucht und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß die bisherige allgemeine Annahme auf Irrthum beruht. Wichtig ist, daß die Kleie relativ viel und sehr nahrhaftes Eiweiß enthält, aber der Gehalt des Mehles an Kleie ist ein so geringer, daß der Eiweißgehalt des kleiehaltigen Mehles schließlich um nicht mehr als ein Drittel bis ein halb Prozent höher ist, als der des feinen Mehles, das keine Kleie enthält. Dieser Unterschied ist aber ein für die praktische Bedeutung verschwindender. Nun kommt jedoch noch hinzu, daß das aus dem groben Mehl gewonnene Brot viel mehr Wasser enthält, als das aus feinem Mehl gebackene. Dieser Unterschied ist nicht nur für die wissenschaftliche Untersuchung bemerklich, sondern auch von wirklich praktischer Bedeutung, und die Folge von alledem ist, daß das aus feinem Mehl hergestellte Brot nicht unwesentlich nahrhafter ist, als das Grobbrot. —

Medizinisches.

— Ueber eine Knochentransplantation vom Thier auf den Menschen, deren Spätergebnisse durch Röntgenstrahlen zur Anschauung gebracht wurden, berichtet nach der „Deutsch. Med. Wochenschrift“ jüngst Dr. Dubar aus Lille in der Pariser Akademie de Médecine. Im Jahre 1891 hatte er ein zehnjähriges Mädchen wegen Tuberkulose des rechten Handgelenks operirt, bei diesem Eingriff waren fünf der kleinen Handwurzelknochen ganz entfernt, die übrigen, ebenso wie die anstoßenden Enden der Vorderarm- und Metakarpalknochen mit dem scharfen Löffel ausgekratzt worden. Dubar füllte nun die große, unregelmäßig geformte Wundhöhle mit fünf knorpeligen Knochenstücken aus, die vom unteren Femurende eines frisch getödteten, acht Tage alten Hundes herrührten. Die Wunde wurde zugenäht und drainirt, der Heilverlauf war normal, und mit leidlich gut beweglichem Handgelenk wurde die Patientin acht Wochen später aus der Klinik entlassen. Da sich jetzt nach sechs Jahren das Mädchen wieder in der Klinik vorstellte, so konnten die Spätergebnisse der Operation eingehend studirt werden. Das operirte Handgelenk ist straff, schmerzlos und beweglich, beim Nähen und Stricken wird keine Behinderung empfunden, die am Dynamometer gemessene Kraft des Händedrucks ist jedoch auf der operirten Seite nur halb so groß wie auf der andern. Die mittels Röntgen-Strahlen aufgenommene Photographie zeigt, daß jene implantirten Knochenstücke weder ausgefallen noch resorbirt worden sind, daß sie sich noch an Ort und Stelle befinden und durch leichte Partien — neugebildete Bindegewebe — von einander getrennt sind. Ferner daß sie mit Ausnahme eines einzigen gewachsen sind und so um etwa ein Drittel ihres Volumens zugenommen haben und daß sie aus ihrer ursprünglichen länglichen Form mehr in eine abgerundete Gestalt sich umgewandelt haben. Die den Metakarpalknochen zunächst gelegenen Knöchelchen waren mit denselben verwachsen. —

Aus dem Thierleben.

— Von der Klugheit der Hausenten. Der „Tägliche Rundschau“ wird geschrieben: Vor kurzem hatte ich einen hübschen Vorgang zu beobachten Gelegenheit, der von der Klugheit und Geschicklichkeit unserer im allgemeinen als unbeholfen und schwerfällig geltenden Hausenten zeugt. Auf dem blanken Spiegel eines Teiches belustigte sich eine Anzahl dieser Vögel. Sie fühlten sich augenscheinlich sehr wohl in dem kalten klaren Wasser. Sie tauchten, ließen die perlenden Wassertropfen über ihr glänzendes Gefieder rollen und haschten am Ufer und im Wasser nach Nahrung. Ich hatte dem lustigen Treiben der Thiere längere Zeit zugeschaut, als ich bemerkte, daß sie sich zum Ausbruch nach ihrer Heimstätte anschickten. Eine Ente nach der anderen kam herangeschwommen. Als sie alle bei einander waren, setzte sich die Schaar in Bewegung. Ihr Weg führte sie einen Wasserlauf hinauf, der zwischen Häusern, Reihen und steilen Steinwänden mit starkem Gefälle in den erwähnten Teich sich ergoß. Sobald die Strömung fühlbar ward, ordnete sich der Zug in Kieflinie. Eine der größten Thiere übernahm die Führung. Hart rudend, mit aller Kraft gegen die Strömung ankämpfend, folgte eine Ente der anderen auf dem Fuße. War die führende Ente erschöpft, so glitt sie in die Reihen der nachfolgenden zurück, und das zweite Thier in der Kette übernahm statt ihrer die führende Stelle. Die Enten hatten den Weg offenbar schon häufiger zurückgelegt; denn sie verstanden mit einer Geschicklichkeit, die dem erfahrensten Seemann Ehre gemacht haben würde, nicht minder jede Schwierigkeit Ang zu umgehen, als alle Vortheile, die sich ihnen boten, mit Geschick auszunutzen. Zunächst hielt sich der Zug an der rechten Seite des Wasserlaufes in möglichst stromfreiem Wasser; aber bald trat ihnen an einer Biegung ein sehr scharfer Strom entgegen. Sofort schossen die sämtlichen Thiere pfeilschnell nach der anderen Seite hinüber und suchten hier unter dem Schutze eines Vorsprunges, in verhältnismäßig ruhigem Wasser ihre Fahrt fort. Eine zweite Strecke sehr kräftig strömenden Wassers ward mit großer Ausdauer überwunden. Die tapferen Schwimmer wandten alle Kräfte an — schon wirkte ihnen nach beschwerlicher Fahrt ein willkommener Ruhepunkt in der Gestalt eines niedrigen, in den Bach ragenden Steges. Eine Ente nach der anderen strampelte zu ihm empor. Fünf Minuten behagliche Rast, um zur Bewältigung der noch bevorstehenden Beschwerden neue Kräfte zu sammeln, dann nahm der Zug unter Beobachtung der früheren Taktik seine Wanderung wieder auf. Eine Stromschnelle, die zu durchschwimmen die Kräfte nicht ausreichten, ward fliegend genommen und so nach mühevoller Reise die heimische Futterstelle erreicht. —

— Nach einer amerikanischen wissenschaftlichen Zeitschrift ist die Zahl der Robben der Pribyloff-Inseln jetzt nur ein Viertel so groß wie 1884. Es giebt dort demnach zur Zeit noch 150 000 weibliche Robben. Sehr viele von den Jungen sterben. Daß die männlichen Robben auf den Inseln getödtet werden, richtet keinen großen Schaden an, da es viel mehr männliche Robben giebt. Auf offener See aber werden meistens weibliche Robben getödtet. Diese schwimmen nämlich in das Meer hinaus, um Nahrung zu holen, wenn die männlichen Robben sich auf dem Ufer befinden. Der Robbenfang auf dem Meere ist von 60 000 im Jahre 1896 auf 26 000 in diesem Jahre gesunken. 1895 sind nicht weniger als 20 000 Junge Hungers gestorben, weil ihre Mütter auf der See erlegt wurden. —

Meteorologisches.

t. Ueber Wolkengewogen hat Helmholtz einmal eine kurze aber bedeutungsvolle Bemerkung gemacht. Man kann es häufig am Himmel beobachten, daß sich eine dichte Wolkenschicht gleichsam wogenartig in einzelne Theile auflöst. Helmholtz erklärte diese Erscheinung dadurch, daß eine warme Luftschicht in bedeutender Bewegung über eine kältere und daher mit Wolkendunst erfüllte Luftschicht hinweg streicht und in dieser richtig „Wellen schlägt“. Helmholtz berechnete für einen Temperaturunterschied von 10 Grad und eine Windgeschwindigkeit des wärmeren Luftstromes von 10 Metern in der Sekunde eine Länge von 550 Metern für jede dieser Wolkengewogen. Diese theoretische Ausführung des berühmten Physikers hat jetzt eine geradezu glänzende Bestätigung erhalten, wie Dr. Emden in der diesjährigen Sitzung der Schweizerischen Gesellschaft für Naturforscher ausführte. Emden stellte bei einem Ballonaufstieg von München aus mit größter Bestimmtheit fest, daß sich über der Stadt — es war im November — eine unbewegliche Luftschicht mit einer Temperatur von 2,7 Grad befand, darüber dagegen, in einer Höhe von 200 Metern, eine wärmere Luftströmung von 9,2 Grad, die sich mit einer Geschwindigkeit von etwa 12½ Metern in der Sekunde von West nach Ost über die kältere Luft hinwegbewegte. 17 Minuten nachdem der Ballon aufgestiegen war, beobachtete Emden in einer Höhe von 550 Metern über dem Orte Ulfheim in der Richtung nach München hin eine Nebelkappe, welche die Stadt und ihre Umgebung bedeckte. Dieser Nebel war aber nicht eine gleichförmige Masse, sondern zusammengesetzt aus einer Reihe rollenartiger Haufen, die in gleicher Entfernung von einander auf dem Boden ruhten und senkrecht zu der Windrichtung orientirt waren. Diese Wollenrollen hatten eine Dicke von über 100 Metern und ihre Entfernung maß 540 Meter; man zählte nämlich über einem Raume von 7½ Kilometern 15 aufeinanderfolgende Nebelrollen dieser Art. Es war

zweifellos, daß hier die von Helmholtz beschriebene Erscheinung vorlag, und man hatte also durch direkte Beobachtung das Ergebnis gewonnen, daß bei einem Temperaturunterschied von 9,8 Grad und einer relativen Geschwindigkeit der oberen Luftströmung von 12½ Metern solche Wolkengewogen eine Wellenlänge von 540 Metern besitzen. —

Technisches.

so. Ueber eine epochemachende Erfindung wird der „Zentral-Zeitung für Optik und Mechanik“ aus Mailand geschrieben: Nach jahrelangem Studium ist es dem Professor Cerebotani gelungen, einen Apparat herzustellen, mit dem man in weniger als einer Minute Höhen auf das genaueste messen kann. Das neue Instrument erhielt den Namen Teletopometer (Fernortsmesser). Der Apparat ist in einem Gehäuse untergebracht, so daß seine Zusammensetzung nicht sichtbar ist, und Professor Cerebotani beobachtet über seine Erfindung vorläufig noch strenges Geheimniß. Die vom Mailänder Domplatz aus angestellten Messungen ergaben ganz vorzügliche Resultate, z. B. wurde das Standbild der Madonna auf dem mittleren Thurme des Domes gemessen und der Apparat zeigte 45 Sekunden nach seiner Einstellung auf den Gegenstand dessen Höhenmaß bis auf das Millimeter genau an. —

Humoristisches.

— Hyperbel. A.: „Na, so a dicke Person wie die Frau Sekretär hab' ich aber no net g'sehn!“ — B.: „Des glaub' i! Wau die a mal krank wird, muß sie schon an Kreisphysikus konsultir'n.“ —

— Aus dem Leben. A.: „Warum ist Deine Frau so ärgerlich?“ — B.: „Weil sie sich geärgert hat, zuerst über unser Mädchen, dann über mich, weil ich mich nicht auch über das Mädchen ärgere, und nun ist sie ärgerlich über sich selbst, daß sie sich überhaupt geärgert hat.“ —

— Ein Schlaupf. Ein sehr jähzorniges Kind wurde zur Strafe in einem seiner Butthausdrücke photographirt und das Bild im Wohnzimmer aufgehängt. — „Wen stellt das vor?“ wurde die Kleine bald darauf von einem Besucher gefragt. — „Die Mama, als sie noch klein war“ — lautete die prompte Antwort. — („Jugend“.)

Vermischtes vom Tage.

— Von der Stollberg'schen Verlagsbuchhandlung in Gotha sind uns folgende Bücher zugegangen: F. v. Stenglin: „Mutter, — erzählen!“ F. v. Stenglin: „Allerlei Geschichten für kleine Leser.“ F. v. Stenglin: „Abenteuer und Thiergeschichten“. Die Bücher sind illustriert. Das erste liegt bereits in vierter, das zweite in dritter Auflage vor. —

— Kann man Finderlohn für etwas beanspruchen, das man in einer Annonce findet? Im August wurde dem Besitzer G. in Starckeningen bei Jullerburg eine Fuchsstute im Werthe von 1000 M gestohlen. Vor etwa vier Wochen wurde er durch einen in der Nähe wohnenden Gutsbesitzer darauf aufmerksam gemacht, daß nach einem Inserat im Grauböyzer „Geselligen“ Diebe in Kaphstein bei Altslein zwei Fuchsstuten zurückgelassen hätten. Die eine davon war thatsächlich die des Herrn G. Der Gutsbesitzer verlangt nun Finderlohn, weil er die Stute im „Geselligen“ gefunden habe. Da aber G. nicht zahlen will, werden wahrscheinlich die Gerichte über den merkwürdigen Fall zu entscheiden haben. —

— In Pödschmiegel ist ein Ehepaar in seiner Wohnung todt aufgefunden worden. Die eingeleitete Untersuchung hat nach der „Pos. Zig.“ ergeben, daß das Ehepaar infolge der Ausdünnung grünen Holzes, das zum Trocknen in und hinter den Ofen gelegt war, erstickt ist. —

— Reichenberg (Böhmen), 28. Dezember. Die 56 Insassen des hiesigen Kinderheims gerieten bei einem Einsturz des Treppenhauses des Heims in ernste Lebensgefahr. Es gelang den Bemühungen der Feuerwehr und der Rettungsgesellschaft jedoch, die Gefährdeten sämtlich in Sicherheit zu bringen. —

— Von einem Wolfe zerrissen. Aus Gottschee (Kraam) wird geschrieben: Der letzte außerordentlich hohe Schnee hat die Wärd und Wölfe aus dem Hochwalde in die Ebene getrieben. So wurden dieser Tage drei Wärd gesehen, als sie zwischen Gottschee und Altkirchen dem Eisenbahnbaum überschritten. Freitag Nacht passirte der Landmann Anton Horpat aus Maria-Goreia in Kroatien den Wald Jarzi und wurde von einem Wolfe angefallen und zerrissen. Die Bestie fraß dem Unglücklichen den ganzen rechten Fuß weg. —

— Der englische Dichter Edwin Arnold, der berühmte Verfasser der „Leuchte Asiens“, hat eine frühere Geisha (so werden in Japan die öffentlichen Sängerinnen genannt) zur Frau genommen. —

— Die Erdbewegungen in Wilajet Smyrna (Klein-Asien) dauern mit wachsender Intensivität fort. Die verursachten Schäden sind bedeutend. Viele Menschen sind ums Leben gekommen. —